

## Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung 2023

Laudatio von Ilma Rakusa auf Maria Stepanova an der Eröffnungsfeier der Leipziger Buchmesse 2023

**Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Maria Stepanova,**

„Die drei Zyklen im neuen Gedichtbuch von Maria Stepanova dürfen wir als absolute Höhepunkte im aktuellen Stimmenkonzert der Weltpoesie bewundern“, schrieb der kürzlich verstorbene Lyrikenner Michael Braun über den Gedichtband „Mädchen ohne Kleider“. Und Natascha Freundel äusserte auf rbbKultur: „Stepanova lauscht den Wörtern sehr genau. Zeigt ihr propagandistisches, gewalttätiges Potential, bleibt dabei im intensiven Dialog mit der russischen und der westlichen Weltliteratur, vermittelt ein antiimperiales, unheroisches Russisch, eine Sprache ohne Machtanspruch.“

Der diesjährige Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung geht an eine Dichterin, eine russisch-jüdische Dichterin, die seit dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine in Berlin lebt, weil sie diesen Krieg zutiefst verurteilt und in Russland keinen Platz mehr für sich sieht. Eine Dichterin, die zahlreiche Lyrikbände, Essays und das Erinnerungsbuch „Nach dem Gedächtnis“ veröffentlicht hat und bis Kriegsausbruch Chefredakteurin des unabhängigen Kulturportals colta.ru war.

Maria Stepanovas Name ist international bekannt: In den USA hat sie doziert und Gastvorträge gehalten, für ihre Bücher wurde sie mit namhaften Preisen ausgezeichnet. Und tatsächlich passt der Begriff „Weltpoesie“ zu kaum einer zeitgenössischen Lyrikerin so gut wie zu ihr, die wie selbstverständlich mit Homer, Dante und Shakespeare, Goethe, Rilke und Celan, Walt Whitman, Emily Dickinson und T.S. Eliot, Ossip Mandelstam, Marina Zwetajewa und Joseph Brodsky in Dialog tritt. Zitate sind Zikaden, meinte der Weltpoet Mandelstam. Bei Maria Stepanova durchtönen sie lautstark oder leise, ernst oder ironisch ihre langen, vielschichtigen Gedichte. Auch kommt es vor, dass die Lyrikerin nicht zitiert, sondern umschreibt. So klingt Goethes „Erlkönig“ bei ihr so:

„wer reitet so spät durch tümpel und bach  
bald fliegt er bald jagt er bald schläft er im bart  
das fuhrwerk rasselt und dröhnt  
der knabe fiebert er stöhnt

keine angst mein kind es geschieht dir kein leid  
lass den wind ruhig im riedgras wimmern  
der reiher ruft der kranich schweigt  
bald sind wir zu hause wie immer

im busen ist's matt, unterm herzen ist's warm  
in der hufspur die zitternde pfütze  
lass sie sagen: schau, es ist ja schon tag  
blasser stern über knabenmütze

aber dort im dunkeln tief unter dem moor  
quillt das erdwasser aus dem gestein hervor  
kehrt zurück aus der strafkolonie  
steht den stühlen schon bis ans knie“

Das Wort „strafkolonie“ lässt aufhorchen, ebenso der zwischen absurdem Märchen und Pastiche changierende Ton. Stepanovas Erlkönig-Version findet sich im Gedichtzyklus „Spolia“ aus dem Band „Der Körper kehrt wieder“, den Olga Radetzkaja – wie alle Bücher der Autorin – grossartig übersetzt hat. Das lateinische Wort Spolia meint hier Bruchstücke, die Stepanova in die Gedichte eingebaut hat. Womit wir beim zentralen Thema fast all ihrer Bücher wären: der Erinnerung, die Fragmente der persönlichen und der kollektiven Geschichte sichtet, sammelt und sortiert, um sie in neue, ungewohnte Zusammenhänge zu rücken und dem Vergessen zu entreissen.

Ein kompliziertes, auch schmerzliches Vorhaben, zumal die russische Geschichte des 20. Jahrhunderts im Wesentlichen eine Gewaltgeschichte war, deren Traumata von offizieller Seite – zugunsten eines heroischen Narrativs - verdrängt wurden, bis hin zum Verbot der Menschenrechtsorganisation Memorial durch Putin. Stepanovas Grundantrieb ist Gerechtigkeit, ist eine Ethik des Mitleids, um insbesondere die vergessenen Toten wieder ans Licht zu holen, sichtbar zu machen. Dieser „Rettungsaktion“ hat sie ihr Buch „Nach dem Gedächtnis“ gewidmet, eine grossangelegte Recherche auf den Spuren ihrer Vorfahren – mittels Fotos, Briefdokumenten und Tagebuchnotizen. Bruchstückhaft setzen sich Lebensläufe zusammen, und hinter allem scheint die Epoche auf, bedrohlich selbst dort, wo sie Normalität suggeriert. Meisterhaft arbeitet Stepanova mit Puzzleteilen, indem sie ihr Tun ständig der Prüfung und Reflexion unterzieht, nicht ohne einige aktuelle Entwicklungen zu hinterfragen. Was taugen Bilder in einer Zeit digitaler Überproduktion (und Manipulation)? Drohen sich in ihrem „Spiegelkorridor“ doch „nicht nur die Toten, sondern auch die Lebenden“ zu verlieren. Wie lässt sich die Würde des Individuums über die Zeiten retten? Im Dialog mit Susan Sontag und Roland Barthes, mit Ossip Mandelstam und W.G. Sebald versucht Stepanova, heutige Krisenhaftigkeit zu fassen. Keine einfache Aufgabe, doch ungemein spannend durch Stepanovas offene, kreative Herangehensweise.

Ihre Hauptaufgabe sieht die Autorin aber darin, der staatlichen Verfälschung der Geschichte entgegenzuwirken, und sei es durch ein „Schreiben von Epitaphen“: Die Grabinschrift oder Namenstafel setzt all jene ins Recht, die als „*displaced persons* der Menschheitsgeschichte“ dem Vergessen anheimfielen.

Besonders als Lyrikerin spannt Maria Stepanova Erinnerungsräume auf und hebt die Toten in unser Bewusstsein. Im Zyklus „Der Körper kehrt wieder“ durchläuft sie das Alphabet in umgekehrter Reihenfolge – von Z bis A –, um dem Schöpfungsalphabet der Dänin Inger Christensen eine Auferstehungssaga entgegenzusetzen. Sie alle kommen wieder: „Die Römerin mit dem achtlos aufgetürmten / Flachsblonden Haarsturm“, „Der Mann, der die leuchtenden Plastikflugdinger verkaufte“, „Ein Arm, an der Marne begraben. / Ein Arm, nahe Narva begraben. / Ein Arm, im galizischen Sumpfland liegend. / Eine Aschearm, nirgends liegend. / Das alles kehrt irgendwann wieder.“ „Und die Krücken, gleich Petrusstäben, /

Setzen grüne Triebe an.“ Ein Furor der Zärtlichkeit treibt diese Verse an, die nichts für verloren halten möchten, ein Sturm der Sinnlichkeit fegt durch die Worte und Metaphern: „Lazarus, komm da weg, / Und: Wo ist der Stachel, / Ich hol ihn raus, / Und falls noch irgendwo ein Splitter sitzt, / Auch das kriegen wir hin.“

Ja, es gibt diesen selbstbewussten Ton in Stepanovas Dichtung, der sich dem Skandalon Tod trotzig widersetzt, und es gibt mitunter neckische Töne, wenn gekalauert und „Gans“ auf „Rosenkranz“ gereimt wird. Sie nehmen dem Ganzen nicht seinen Ernst, im Gegenteil. Denn die Dichtung, so heisst es einmal, sei ein „absurdes, vieläugiges / Wesen mit vielen Mündern, / Das in vielen Körpern zugleich lebt.“ Entscheidend ist, den „wörtern die schnur vom genick“ zu nehmen. Was die Poesie am besten kann.

Die Poesie. In ihrem Zyklus „Krieg der Tiere und Untiere“ von 2015 nimmt Stepanova den Krieg im Donbass ins Visier, in bitter-ironischem Ton persifliert sie die staatliche Politik: „auf meinem gesamten hoheitsgebiet / startet ein crashkurs geschichte / füchse verbellen die sperrbrigaden / (...) in sämtlichen wahllokalen / geben gemeine feldhasen / solidarisch ihre stimme ab // und selbst die stechfliegen / haben ihr mahl unterbrochen / zwecks taktischen kreisens am himmel...“ Wo die Sprache partout nicht weiter weiss, gerät sie ins Stammeln: „wir sind die nicht / wir sind wir die / sind wie tie re / die mar schie ren...“

Seit dem brutalen russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine hat sich Maria Stepanova in Essays einer radikalen Selbstanalyse unterzogen. Aus einer existenziellen Verstörung heraus fragt sie sich, was sie hätte tun können, um diesen Wahnsinn zu verhindern. Ich zitiere aus ihrem in der FAZ erschienenen Aufsatz „Die russische Frage“: „Der Krieg hat all unsere früheren Gewissheiten über uns selbst niedergerissen und lässt in unserem zukünftigen Selbstverständnis, unserer Selbstbeschreibung keinen Stein auf dem anderen. Nach Butscha und Mariupol stecken unsere individuellen Geschichten in einem einzigen grossen Sack, und man wird sie im selben Licht betrachten (...). Aber vielleicht wird das Stigma, das schmerzhaftes Zeichen der kollektiven Mittäterschaft eines Tages zu dem Punkt, an dem der Weg von einem blinden ‚Wir‘ zu einer Gesellschaft der sehenden ‚Ichs‘ beginnt. Bewerkstelligen lässt sich das nur von innen.“

An dieser Stelle möchte ich Maria Stepanova zurufen: Liebe Mascha, ein sehendes „Ich“ bist du schon lange, wie hättest du sonst deine Gedichte schreiben können, die soviel Welt, Verantwortungsbewusstsein und poetische Schönheit enthalten, die Grenzen überwinden, mannigfache Resonanzräume auf tun und voller Vorahnungen sind?

Nehmen wir den Band „Mädchen ohne Kleider“ (dt. 2022). Im titelgebenden Zyklus geht es um den voyeuristisch-pornografischen Blick, dem nackte Mädchen ausgesetzt sind. Förster und Jäger auf der Jagd nach Wild. Fotos als Lockmittel. Ein universelles Problem. Stepanovas Empathie kommt da ins Spiel, wo sie nicht „abbildet“, sondern in die Haut der Mädchen schlüpft. Zärtlich, verständnisvoll, detailverliebt. – Im zweiten Zyklus des Bandes, „Kleider ohne uns“, einem kunstvollen Sonettkranz, macht sie leere Kleiderhüllen, die sinnlich wie elegisch auf ihre einstigen Träger verweisen, zum Symbol von Sterben und Werden: „Zeig die Kleider bis auf den Grund entkleidet. / Lehre sie Erde werden, / Wo was nichts war mit

einem Mal die Welt ist.“ Sätze, die man so schnell nicht vergisst, zumal in einer Zeit, die das Gewicht der Materialität mehr und mehr diffuser Virtualität opfert.

Im dritten Zyklus, „Bist du Luft“, wendet sich das lyrische Ich in 33 vierzeiligen Strophen an die tote Mutter, indem es elementare Spurensuche betreibt. Spurensuche ist bei Stepanova fast alles: die archäologische Grabungsarbeit in privaten und kollektiven Archiven, in den Ruinen der Geschichte, in versehrten Landschaften. Doch geht es dabei mehr noch um Anthropologie: um den Menschen in seiner Einmaligkeit und Würde, der uns aus Gräbern und Hinterlassenschaften entgegentritt.

Maria Stepanova ist eine zauberische Verwandlerin: aus Kleinem macht sie Grosses, aus GROSSEM Kleines; ein Gang durchs Feld führt mitunter in die Tiefen der Historie, kosmische Zusammenhänge erschliessen sich aus „Schweissflecken, Wollmäusen, Fusseln“. Die pandemische Isolation wird in ihrem jüngsten, 2020 bis 2021 entstandenen Gedichtband „Winterpoem“ zu einer zeitvertikalen Zwiesprache mit dem ans Schwarze Meer verbannten Ovid, - nicht ohne böse Seitenhiebe gegen die alten und neuen Herrschenden, die „die örtliche Schwarzerde düngen / Mit der Buttermilch des Kulturimperialismus“ und jeden, der „kein Föderationssubjekt, kein Objekt in den Armen / eines Gebietsanschlusses“ sein will, grausam abstrafen.

Mal mit breitem, mal mit feinem Pinselstrich, mal im Volksliedton, mal mit philosophischem Raisonement erkundet Stepanova die *condition humaine*, ohne deren russische Spielart zu vernachlässigen. Wir lesen Gedichte, die an epische Gesänge erinnern, und wundern uns über ihre zeitlose Heutigkeit. So paradox das klingen mag: bei Stepanova schieben sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft übereinander, ebenso wie Klage und Trotz, Trauer und Hoffnung, O-Ton und Zitat. Dabei entsteht eine seltene Form der Schönheit, die ihre eigene Wahrhaftigkeit beinhaltet.

Machen Sie, sehr verehrtes Publikum, die Probe aufs Exempel, lesen Sie Maria Stepanova, entdecken Sie die Welthaltigkeit ihrer Poesie, einer Poesie, die Verständigung – in Europa und darüber hinaus – ermöglicht, weil sie sie im besten Sinne des Wortes verkörpert.

**Leipzig, 26. April 2023**